

PETER FUNKE

Stamm und Polis

Überlegungen zur Entstehung der griechischen Staatenwelt in den „Dunklen Jahrhunderten“

Die Frage nach den Voraussetzungen und den Rahmenbedingungen der Neuformierung der griechischen Staatenwelt in der nachmykenischen Zeit zählt zu den zentralen Themen der Forschungsdiskussion über die Grundlagen der griechischen Geschichte¹. Die Schwierigkeit, hier zu angemessenen Antworten zu kommen, liegt nicht zuletzt in der überaus disparaten Quellenlage begründet. Der große Mangel an zeitgenössischem Quellenmaterial sowie die Unbestimmtheit und die schwierige Interpretierbarkeit erschweren den Zugang zu einer Zeit, die für die Genese der griechischen Polis-Welt von ausschlaggebender Bedeutung war. Nicht von ungefähr wird daher der für unsere Fragestellung vor allem relevante Zeitraum, das 12. bis 9. Jahrhundert v. Chr., als die Dark Ages, die Dunklen Jahrhunderte, bezeichnet. Andererseits hat aber auch gerade das diesen Zeitraum umgebende Dunkel zweifellos dazu angeregt, sich ihm immer wieder aufs Neue zu nähern, um dort die Ursachen und Wurzeln für das zu finden, was uns dann am Ende dieses Zeitraumes entgegentritt: die griechische Staatenwelt mit ihren zahllosen Poleis und vielfältigen stammesstaatlichen Gebilden. Schon Georg Wilhelm Friedrich Hegel bemerkte diesbezüglich in seinen *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte*, daß die verwirrten und sich widersprechenden Nachrichten von den Gelehrten auf die mannigfaltigste Weise in Einklang zu bringen versucht worden seien, da eben eine trübe und dunkle Zeit ein besonderer Gegenstand und Ansporn der Gelehrsamkeit sei². Ich möchte mich heute in die lange

¹ Es sei in diesem Zusammenhang nur auf einige neuere Untersuchungen hingewiesen, in denen auch Hinweise auf die ältere einschlägige Forschungsliteratur zu finden sind: F. de Polignac, *La naissance de la cité grecque. Cultes, espaces et société*, VIII^e-VII^e s. av. J. C., Paris 1984; H. van Effenterre, *La cité grecque. Des origines à la défaite de Marathon*, Paris 1985; Ch. G. Starr, *Individual and Community. The Rise of the Polis, 800-500 B. C.*, Oxford 1986; M. B. Sakellariou, *The Polis-State. Definition and Origin*, Athen 1989 (=MEATH-MATA, Bd. IV) (mit einer eingehenden Darstellung aller Forschungspositionen und einer umfassenden Bibliographie!); W. D. E. Coulson, *The Greek Dark Ages. A Review of the Evidence and Suggestions for Future Research*, Athen 1990.

² G. W. F. Hegel, *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte*, Frankfurt 1986 (= Bd. 12 der auf der Grundlage der Werke von 1832-1845 von E. Moldenhauer und K. M. Michel neu edierten Ausgabe), 279.

Reihe derer stellen, die versuchen, ein wenig mehr Licht in diese trübe und dunkle Zeit der Dark Ages zu bringen. Ich möchte aber gleich zu Beginn klarstellen, daß das, was ich im folgenden darlegen werde, nur als ein erster Versuch zu verstehen ist, als ein Suchen nach Lösungsmöglichkeiten, nicht schon als Lösung selbst. Und es wird sich zeigen, daß dieser Vorbehalt weit mehr ist als eine bloße *captatio benevolentiae*.

Lange Zeit konnte sich die altertumswissenschaftliche Forschung sogar noch auf relativ sicherem Boden wähen: Ließ sich doch aus der mythologischen Überlieferung über die Wanderbewegungen und aus den Gründungssagen einzelner Städte in Kombination mit der geographischen Verteilung der griechischen Dialekte in klassischer Zeit ein scheinbar recht geschlossenes und passendes Bild von der Genese der griechischen Staatenwelt zusammensetzen. Und auch die homerische Überlieferung ließ sich noch aufs Beste mit dem Wenigen in Übereinstimmung bringen, was man bis vor einigen Dekaden über die Zeit der mykenischen Kultur wissen konnte, und war im übrigen ebenfalls in das einmal erstellte Bild der Dunklen Jahrhunderte zunächst problemlos einzufügen.

Es hatte sich die landläufige Vorstellung herausgebildet, daß die Griechen im Verlaufe des 2. Jahrtausends v. Chr. in mehreren Wellen als bereits festgefügte und geschlossene, große Stammesverbände in die südlichen Ausläufer der Balkanhalbinsel eingedrungen seien. Als letzter Stamm seien dann um 1200 v. Chr. die Dorier von Norden her eingewandert und hätten nicht nur die mykenische Kultur vernichtet, sondern auch die zuvor eingewanderten griechischen Stämme zum Teil aus ihren Wohnsitzen verdrängt. Auf diese Weise sei eine erneute Wanderbewegung in Gang gesetzt worden, die dann schließlich zur Festsetzung der griechischen Stämme in ihren endgültigen Siedlungsräumen geführt habe. In der Folgezeit habe sich dann auf der Grundlage einer stammesstaatlichen Ordnung durch Zersplitterung und Verselbständigung einzelner Stammesteile in vielen Regionen der Polisstaat entwickelt. Geschlossene Stammesverbände erscheinen hier als Vorstufe oder Anfänge staatlicher Strukturen im antiken Griechenland. Phylen und Phratrien, die wir als feste Unterabteilungen der Poleis kennen, bildeten nach dieser Auffassung überkommene bzw. übernommene Relikte einer alten Stammesordnung. So kann man etwa in der *Griechischen Geschichte* von Ernst Curtius aus dem Jahre 1857 lesen: „Die ältesten Tatsachen der griechischen Geschichte gehören einer Welt an, welche die Küsten des Archipelagus zu einem großen Ganzen vereinigt. . . . Unbekannte Volksstämme regen sich in ihren abgelegenen Hochlanden; einer schickt den anderen vorwärts, ganze Reihen von Völkerschaften werden nacheinander in Bewegung gesetzt; die alten Staaten gehen zu Grunde, ihre Königssitze veröden, neue Landteilungen erfolgen, und aus einer langen Zeit wilder Gärung tritt Griechenland endlich mit neuen Stämmen, Staaten und Städten hervor.“³ Und noch 100 Jahre später schreibt

³ E. Curtius, *Griechische Geschichte*, Bd. 1, Berlin 1857, 1868³, 87.

Victor Ehrenberg in seinem grundlegenden Werk über den *Staat der Griechen*: „Nach dem äußeren wie inneren Untergang der mykenischen Zeit und ihres Königtums trat jetzt die Stammesordnung wieder in ihr Recht. Auch wo die Stämme nicht wie vielfach in loser dörflicher Siedlungsform ansässig wurden, wo man vielmehr ... in (jetzt stets ummauerter) Stadt wohnte, gewann die Stammesorganisation entscheidende Bedeutung, so daß schließlich auch die koloniale Polis sie – mehr oder weniger als Fiktion – übernahm.“⁴

Nun hat sich jedoch in den vergangenen Jahrzehnten aufgrund neuer Entdeckungen und Erkenntnisse unser Bild von den Vorgängen im 2. Jahrtausend v. Chr. und insbesondere in der Umbruchzeit um 1200 v. Chr. grundlegend verändert. Für keinen anderen Zeitabschnitt der Geschichte des antiken Griechenland hat sich in jüngster Zeit eine derartige Fülle neuer Perspektiven und Einsichten ergeben⁵. Es ist hier nicht der Ort, diese neuen Ergebnisse im einzelnen vorzustellen. Ich möchte mich daher nur auf einige ganz wenige Hinweise beschränken, denen für unsere Fragestellung ein besonderes Gewicht zukommt:

Die Entzifferung der in mykenischer Zeit in Griechenland gebräuchlichen Linear B-Schrift gewährt uns heute einen guten Einblick in die Sozial- und Organisationsstruktur der durch große Palastzentren zwischen dem 16. und 13. Jahrhundert v. Chr. ausgeübten Herrschaft⁶. Diese läßt nun mit ihrem straffen und hierarchisch gegliederten Aufbau keinen Platz für eine irgendwie geartete stammesmäßige Ordnung, die nach dem Zusammenbruch der mykenischen Herrschaftszentren *unmittelbar* wiederzubeleben gewesen wäre⁷.

⁴ V. Ehrenberg, *Der Staat der Griechen*, Zürich-Stuttgart 1965², 11.

⁵ Einen guten Überblick über den aktuellen Stand vermittelt A. M. Snodgrass, *The Greek Early Iron Age: A Reappraisal*, DHA 9, 1983, 73–86; ders., *The Early Iron Age of Greece*, in: ders., *An Archaeology of Greece. The Present State and Future Scope of a Discipline*, Berkeley etc. 1987, 170–210.

⁶ Vgl. hierzu etwa die Überblicksdarstellungen (mit weiterführender Literatur) bei A. Heubeck, *Aus der Welt der frühgriechischen Lineartafeln*, Göttingen 1966; J. Chadwick, *Die mykenische Welt*, Stuttgart 1979; F. Gschnitzer, *Griechische Sozialgeschichte von der mykenischen bis zum Ausgang der klassischen Zeit*, Wiesbaden 1981, 10 ff.; G. Maddoli, *La società e le istituzioni*, in: ders. (Hrsg.), *La civiltà micenea. Guida storica e critica*, Rom – Bari 1981², 69 ff.; St. Hiller – O. Panagl, *Die frühgriechischen Texte aus mykenischer Zeit*, Darmstadt 1986².

⁷ Damit soll die Existenz jeglicher stammesmäßiger Ordnungen im Gesamtgefüge der mykenischen Staatenwelt bzw. in einer Randlage zu ihr nicht grundsätzlich ausgeschlossen werden; hier geht es nur darum, daß eine für die mykenische Palastherrschaften konstitutive Rolle von Stammesorganisationen, die dann nach dem Zusammenbruch der mykenischen Machtzentren als schon festgefügte Einheiten quasi bruchlos das Herrschaftserbe zu übernehmen imstande gewesen wären, – nach allem, was sich heute sagen läßt – kaum anzunehmen ist; vgl. hierzu vor allem F. Gschnitzer, *Stammesnamen in den mykenischen Texten*, in: *Dorum Indogermanicum. Festschrift für A. Scherer*, Heidelberg 1971, 90 ff.; K.-W. Welwei, *Ursprünge genossenschaftlicher Organisationsformen in der archaischen Polis*, *Saeculum* 39, 1988, 16 ff.; s. im übrigen den Forschungsüberblick zu dieser Frage bei M. B. Sakellariou, a. a. O. (Anm. 1), 293 ff.

Auch weist die zentralistisch gelenkte Palastherrschaft mykenischer Provenienz eine deutliche Diskrepanz auf zu der von Homer beschriebenen Adelswelt, die – wenn überhaupt – nur noch ein schwach ausgebildetes Königtum und eher kleinräumige Herrschaftsgebilde kennt. In dieser Hinsicht erschließen uns die Dichtungen Homers also nicht mehr die mykenische Welt, sondern bezeichnen vielmehr Umfang und Ausmaß eines tiefgreifenden sozialen und politischen Wandels in den Dark Ages. Was natürlich nicht bedeuten soll, daß sich in den homerischen Dichtungen nicht auch eine gehörige Portion alter Traditionen und Überlieferungen findet. Aber eben nicht in der vorgegebenen sozio-politischen Struktur⁸.

Darüber hinaus zwingen uns die neuen Ergebnisse umfangreicher archäologischer Forschungen, unser Bild vom Ablauf der Wander- und Siedlungsbewegungen im nachmykenischen Griechenland gründlich zu korrigieren. Wir müssen Abschied nehmen von der alten Vorstellung, daß die sogenannte „Dorische Wanderung“ die erste und einzige Ursache für die Vernichtung der mykenischen Welt und die Ausbildung und Etablierung neuer staatlicher Formen in Griechenland gewesen ist. Die Vorgänge – so wie sie sich uns heute darstellen – sind zeitlich genauer zu differenzieren und waren ganz offenbar weitaus komplexer. Auch hier müssen einige knappe Anmerkungen⁹ genügen:

⁸ Daß die „homerische Welt“ grundsätzlich andere sozio-politische Formen aufwies als die mykenische, steht heute wohl weithin außer Frage, auch wenn die genaue zeitliche Zuordnung der in den homerischen Epen geschilderten Zustände durchaus umstritten ist; eine eingehendere Begründung der im Text dargelegten Auffassung erübrigt sich daher, so daß nur auf das mit einer umfassenden Bibliographie der relevanten Forschungsliteratur versehene Buch von J. Latacz, *Homer. Der erste Dichter des Abendlandes*, München-Zürich 1989² verwiesen sei; vgl. darüber hinaus jetzt auch K. A. Raaflaub, *Homer und die Geschichte des 8. Jahrhunderts v. Chr.*, in: J. Latacz (Hrsg.), *200 Jahre moderne Homerforschung: Rückblick und Ausblick*, Stuttgart 1991 (= *Colloquium Rauricum* Bd. 2) (im Druck; K. A. Raaflaub danke ich, daß er mir sein Manuskript vorab zugänglich gemacht hat). Kontroverser wird hingegen die Frage diskutiert, inwieweit sich in den homerischen Epen überhaupt Traditions- und Überlieferungsstränge finden, die einen konkreten Bezug zur mykenischen Zeit aufweisen. Der vor allem in jüngster Zeit von Historikern und Philologen immer wieder geäußerte übergroße Skeptizismus in dieser Frage scheint mir übertrieben und steht m. E. in einer auffälligen Diskrepanz zu den neueren archäologischen Befunden. Da aber diesem Aspekt im Zusammenhang mit unserer Fragestellung keine größere Bedeutung zukommt, mag hier ein Hinweis auf die die neuere Forschungsdiskussion berücksichtigende Untersuchung von E. Stein-Hölkeskamp, *Adelskultur und Polisgesellschaft. Studien zum griechischen Adel in archaischer und klassischer Zeit*, Stuttgart 1989, 15 ff. genügen, deren Auffassung ich jedoch nicht in allen Fällen zu teilen vermag; s. aber auch die herausragende Analyse von U. Hölscher, *Die Odyssee. Epos zwischen Märchen und Roman*, München 1989².

⁹ Einen umfassenden und materialreichen Überblick bietet F. Schachermeyr, *Die ägäische Frühzeit*, Bd. IV: *Griechenland im Zeitalter der Wanderungen vom Ende der mykenischen Ära bis auf die Dorier*, Wien 1980; ders., *Die ägäische Frühzeit*. Bd. V: *Die Levante im Zeitalter der Wanderungen vom 13. bis zum 11. Jahrhundert v. Chr.*, Wien 1982; s. auch die einschlägigen Kapitel in: CAH, Bd. II³ 2, Cambridge etc. 1975; im übrigen sei für den aktuellen Forschungs- und Diskussionsstand auch auf folgende Kolloquiumsbände hingewiesen:

Nach der Zerstörung der meisten großen mykenischen Palastzentren um 1200 v. Chr. setzte zunächst für kurze Zeit eine gewisse Wiederbelebung ein, der dann erst seit der Mitte des 12. Jahrhunderts – nach ca. 1150 v. Chr. – der endgültige Niedergang folgte. Bereits in dieser Zeit vollzog sich in mehreren großen Wellen eine Wanderbewegung vom peloponnesischen Bereich aus nach Zypern. Gleichzeitig kam es auch in Griechenland selbst in verschiedenen Regionen zur Ausbildung neuer Siedlungs- und Herrschaftszentren, die zeigen, daß die Machtfülle der alten Herrschaftszentren gebrochen war.

Was die Ursache des Niedergangs der mykenischen Welt betrifft, hat Gustav Adolf Lehmann mit überzeugenden Argumenten die Auffassung vertreten, daß u. a. auch fremde Invasoren, die sogenannten *Seevölker*, Verursacher des Untergangs der mykenischen Palastherrschaften gewesen sind. Es sind die gleichen, offenbar aus dem nordadriatisch-illyrischen Bereich stammenden Gruppen, die auch an der gleichzeitig erfolgten Vernichtung der Großreiche in Kleinasien und an der Levanteküste einen entscheidenden Anteil hatten. Daß diese *Seevölkergruppen*, die von See aus offenbar in relativ kleinen Verbänden ihre Angriffe führten, zumindest mitverantwortlich für den Zusammenbruch der Großmächtekonstellation im östlichen Mittelmeerraum einschließlich der mykenischen Herrschaftsgebilde waren, dürfte nach allem, was sich heute über diese Gruppe sagen läßt, außer Frage stehen¹⁰.

Diese *Seevölker* stellen jedenfalls ein eigenes Element dar, mit dem wir im griechischen Bereich nach 1200 v. Chr. zu rechnen haben, und das wir scharf von den sogenannten dorischen Stammesgruppen trennen müssen, die erst zu einem deutlich späteren Zeitpunkt in Griechenland in Erscheinung treten. Denn erst für die Mitte des 11. Jahrhunderts v. Chr. indizieren die archäologischen Funde ein verstärktes Eindringen – und auch dann noch keineswegs eine *uno actu* vollzogene Landnahme – von Neueinwanderern aus dem nord-

D. Musti (Hrsg.), *Le origini dei Greci. Dori e mondo egeo*, Rom-Bari 1985; vgl. dazu auch die Zusammenfassung der Beiträge von P. Lévêque, *Doriens et monde égéen*, DHA 9, 1983, 341–348; E. Thomas (Hrsg.), *Forschungen zur Aegaeischen Vorgeschichte. Das Ende der mykenischen Welt*, Köln 1987; J. Latacz (Hrsg.) a. a. O. (Anm. 8); D. Musti (Hrsg.), *La transizione dal miceneo all'alto arcaismo: dal palazzo alla città* (im Druck).

¹⁰ G. A. Lehmann, *Die mykenisch-frühgriechische Welt und der östliche Mittelmeerraum in der Zeit der „Seevölker“-Invasionen um 1200 v. Chr.*, Opladen 1985. Über diese *Seevölker* wurde und wird viel gestritten. Am besten zu greifen sind sie in zahlreichen Textdokumenten des 13. Jahrhunderts v. Chr. aus dem ägyptischen, hethitischen und Levante-Bereich, in denen sie als eine ständige existentielle Bedrohung für die gesamte ostmediterrane Staatenwelt erscheinen; den besten Überblick bietet das genannte Werk von G. A. Lehmann, in dem auch alle relevanten Quellen und die wichtigste Forschungsliteratur angeführt werden; vgl. darüber hinaus auch dens., *Die „Seevölker“-Herrschaften an der Levanteküste*, in: *Jahresbericht des Instituts für Vorgeschichte der Universität Frankfurt a. M.* 1976, München 1977, 78–111; dens., *Zum Auftreten von „Seevölker“-Gruppen im östlichen Mittelmeerraum – eine Zwischenbilanz*, in: S. Deger-Jalkotzy (Hrsg.), *Griechenland, die Ägäis und die Levante während der „Dark Ages“ vom 12. bis zum 9. Jh. v. Chr.*, Wien 1983, 79–97.

westgriechischen Bereich in die Peloponnes¹¹; ungefähr gleichzeitig begann dann auch eine Siedlungsbewegung aus dem ostgriechischen Mutterland über die Ägäis nach Kleinasien¹².

Aufs Ganze besehen stellen die Siedlungs- und Wanderungsbewegungen im nachmykenischen Griechenland also einen überaus vielschichtigen und komplizierten Vorgang dar, mit dem sich die Vorstellung von einer massiv vorgetragenen und systematisch vollzogenen Landnahme und Etablierung straff organisierter Stammesverbände nicht mehr vereinbaren läßt. Das alte, eingangs skizzierte schematische Bild von den griechischen Stammeswanderungen ist zunehmend prekär geworden. Damit stellt sich aber ganz neu die Frage nach den sozialen und politisch-rechtlichen Formationen in den Dunklen Jahrhunderten und somit auch nach den Voraussetzungen und Grundlagen für die Entstehung der nachmykenischen Staatenwelt. In den vergangenen Jahren hat sich daher an dieser Frage eine rege Diskussion entzündet. Hierbei kommt zwei Untersuchungen von Denis Roussel und Felix Bourriot ein besonderer Stellenwert zu, da beide Werke seit ihrem Erscheinen quasi das Fundament für eine Neubestimmung der sozialen und politischen Organisationsformen im nachmykenischen Griechenland bilden¹³.

Roussel und Bourriot waren – unabhängig voneinander – der Frage nachgegangen, inwieweit Gene, Phratrien und Phylen, die in fast allen griechi-

¹¹ Das archäologische Fundmaterial ist zusammengetragen von F. Schachermeyr, a. a. O. (Anm. 9), Bd. IV; vgl. auch dens., Die Zeit der Wanderungen im Spiegel ihrer Keramik, in: S. Deger-Jalkotzy (Hrsg.), a. a. O. (Anm. 10), 241–258. Der Versuch von F. Schachermeyr, gegen diese nordwestgriechische Zuwanderung in die Peloponnes noch eine spezifisch dorische Einwanderung historisch abzuheben, ist von G. A. Lehmann, Die mykenisch-frühgriechische Welt ... (Anm. 10), 64, Anm. 135 zu Recht in Frage gestellt worden. Die umfassende Gesamtbewertung der nordwestgriechischen Wanderbewegungen an der Wende vom 2. zum 1. Jahrtausend v. Chr. von E. Kirsten, Gebirgshirtenum und Seßhaftigkeit – Die Bedeutung der Dark Ages für die griechische Staatenwelt: Doris und Sparta, in: S. Deger-Jalkotzy (Hrsg.), a. a. O. (Anm. 10), 355–445 enthält zwar zahlreiche wichtige Einzelbeobachtungen, orientiert sich aber aufs Ganze besehen allzu sehr an dem „albanischen und aromunischen Modell des Seßhaftwerdens von Gebirgshirten“ (359) und mißt den Aspekten des Hirtennomadismus und der Transhumanz ein übergroßes Gewicht bei; vgl. hierzu auch das von A. M. Snodgrass, The Early Iron Age ... (Anm. 5), bes. 192 ff. entworfene *pastoralist model*, das zwar ebenfalls von einer starken Zunahme des Wanderhirtentums und der Transhumanz in der nachmykenischen Zeit ausgeht, aber die gleichzeitige Existenz seßhafter Gemeinschaften vor allem in Mittel- und Südgriechenland stärker im Blick behält.

¹² Vgl. dazu J. M. Cook, Greek Settlement in the Eastern Aegean and Asia Minor, in: CAH, Bd. II³ 2, Cambridge etc. 1975, 773 ff.; M. B. Sakellariou, Du nouveau, des répétitions (nécessaires) et des questions (inévitables) à propos de l'hellénisation de l'Ionie, in: Proceedings of the Xth Intern. Congr. of Class. Arch., Bd. I, Ankara 1978, 143–164; C. J. Emlyn-Jones, The Ionians and Hellenism. A Study of the Cultural Achievement of the Early Greek Inhabitants of Asia Minor, London etc. 1980, 12 ff.; s. auch den Überblick über die archäologische Fundsituation bei J. Boardman, Kolonien und Handel der Griechen, München 1981, 28 ff.

¹³ F. Bourriot, Recherches sur la nature du génos. Étude d'histoire sociale athénienne. Périodes archaïque et classique, 2 Bde., Lille-Paris 1976; D. Roussel, Tribu et cité. Études sur les groupes sociaux dans les cités grecques aux époques archaïques et classiques, Paris 1976.

schen Poleis der archaischen und klassischen Zeit als Untergliederungen des Bürgerverbandes begegnen, wirklich als Überreste einer älteren Stammesordnung aufzufassen sind – wie dies landläufig geschieht. Beide Forscher kamen einhellig zu dem gleichen Ergebnis: Genos, Phratrie und Phyle sind nicht überkommene Relikte einer älteren Stammesgesellschaft, sondern sind als solche schon von ihrem Ursprung her mit der Genese der Polis untrennbar verbunden. „Die Phratrien waren weder Vereinigungen sogenannter Adelsgeschlechter und ihrer Anhängerschaften noch Unterabteilungen der Phylen, sondern bildeten ebenso wie die Phylen integrale Bestandteile der Polisgemeinschaft, die somit gleichsam als höhere Einheit ein Geflecht von verschiedenen genossenschaftlich organisierten Verbänden umfaßte.“¹⁴ Der eigentliche Kulminationspunkt für soziales, wirtschaftliches und politisches Handeln waren einzig und allein die jeweils in einem Oikos zusammenlebenden familialen Verbände.

Ich möchte mich nun an dieser Stelle nicht mit den Argumenten von Roussel und Bourriot über die soziale Binnengliederung der Polis auseinandersetzen, sondern den Blick auf einen anderen, für unsere Fragestellung relevanteren Aspekt lenken. Wenn Roussel und Bourriot mit ihren Ergebnissen das Richtige treffen – und zumindest für ihre *grundsätzliche* Einschätzung des Stellenwertes der Phratrien und Phylen scheint dies der Fall zu sein –, dann wird damit der alten Theorie einer linearen Entwicklung von einer frühen Stammesorganisation der Gesellschaft auf der Grundlage von Sippen zu einer politischen, territorialen Organisation endgültig die Grundlage entzogen, ohne daß allerdings schon eine neue Antwort gefunden wäre¹⁵. Zu Recht hat daher erst kürzlich wieder Karl-Wilhelm Welwei darauf hingewiesen, daß immer noch die Frage offen bleibt, „ob und in welcher Form ältere soziale Strukturelemente die Voraussetzungen für die Entstehung der archaischen Phratrien und Phylen bildeten.“¹⁶

Damit sind wir wieder beim Ausgangspunkt unserer Frage nach den Voraussetzungen für die Entstehung der griechischen Staatenwelt in den Dunklen Jahrhunderten angelangt. Und hier scheinen mir die Lösungen derjenigen, die auf den Arbeiten von Roussel und Bourriot aufzubauen suchen, bisher wenig zufriedenstellend. In der Regel begnügt man sich nun mit einem Hinweis auf die Forschungsergebnisse der beiden Gelehrten und nimmt diese dann schon als Erweis für das Fehlen jeglicher umfassenderer oder gar stammesmäßiger Ordnungen auch in den Dark Ages. Mir erscheint dies als eine allzu einfache Lösung des Problems. Die Binnenstrukturen der Polis – wie Phratrien und Phylen – mögen in vieler Hinsicht rezent sein; aber diese

¹⁴ So die treffende Zusammenfassung bei K.-W. Welwei, a. a. O. (Anm. 7), 13.

¹⁵ S. dazu etwa B. Qviller, *The Dynamics of the Homeric Society*, SO 56, 1981, 109–155, hier bes. 109f.; W. Nippel, *Griechen, Barbaren und „Wilde“*. Alte Geschichte und Sozialanthropologie, Frankfurt 1990, bes. 123.

¹⁶ K.-W. Welwei, a. a. O. (Anm. 7), 13.

Feststellung kann nicht ausreichen, um die Frage nach einer möglichen – wie auch immer gearteten – stammesmäßigen Gliederung in den Dark Ages als obsolet zu verwerfen. Hier wird dann nur das Bild von den geschlossenen Stammesverbänden als Anfang staatlicher Strukturen durch das gegenteilige Bild einer gänzlichen Atomisierung personaler und herrschaftlicher Bindungen konterkariert. Es entsteht die Vorstellung von einer parzellierten Gesellschaft, die erst am Ende der Dunklen Jahrhunderte allmählich aus der Kleinträumigkeit herausfand und zu übergreifenden Formationen fähig wurde. Eine solche radikale Abkehr vom alten Stammesbegriff zugunsten eines unbedingten Beharrens auf kleinstgekamerten, letztlich am einzelnen Oikos ausgerichteten Herrschaftsverhältnissen bleibt eine unbefriedigende und meines Erachtens auch unzureichende Antwort, um die Organisation der Gesellschaft für die Zeit nach 1200 v. Chr. angemessen zu erklären. Ich halte es für unabdingbar, auch für die Dunklen Jahrhunderte nach Handlungsspielräumen und Rahmenbedingungen für – im weitesten Sinne – politisches Agieren zu fragen, die über den eng begrenzten Raum des Oikos hinausreichen¹⁷. Die bloße Annahme eines dichten Beziehungsgeflechtes von „Face to face-Sozialsystemen wie Nachbarschafts- und Verwandtschaftsverhältnissen“¹⁸ will mir da allerdings ungenügend erscheinen.

Ich glaube, daß die derzeitige Diskussion vielfach vor allem daran krankt, daß sie – nicht zuletzt auch aufgrund einer voreiligen und unreflektierten Rezeption der Thesen von Roussel und Bourriot – von einer meines Erachtens im Ansatz bereits verfehlten Dichotomie ausgeht, wenn als mögliche gesellschaftliche Formierungen nur entweder der gentilizisch strukturierte und politisch-rechtlich formierte Stammesverband oder der familiale, im Kernbestand über die Verwandtschaft ersten Grades nicht hinausreichende Kleinverband ins Auge gefaßt werden. Eine solche überscharfe Kontrastierung führt doch allzu leicht dazu, andere denkbare Lösungsmöglichkeiten erst gar nicht in Betracht zu ziehen¹⁹.

Die Lektüre selbst neuerer Arbeiten kann nicht den Eindruck verwischen, daß in der altertumswissenschaftlichen Forschung eine allzu starre Auffassung von dem, was eigentlich einen Stamm kennzeichnen kann, vorherrscht. In den einschlägigen althistorischen Abhandlungen – vor allem im deutsch-

¹⁷ In diese Richtung zielt auch die Fragestellung von W. Donlan, *The Social Groups of Dark Age Greece*, CPh 80, 1985, 293 ff.; dems., *The Pre-State Community in Greece*, SO 64, 1989, 5 ff.; vgl. aber auch schon J. Sarkady, *Von den Problemen der Gesellschaftsgeschichte der frühen Attika*, ACD 19, 1983, 23 ff. sowie jetzt insbesondere die entsprechenden Ausführungen (mit weiterer Literatur) bei M. B. Sakellariou, a. a. O. (Anm. 1).

¹⁸ K.-W. Welwei, a. a. O. (Anm. 7), 23.

¹⁹ Vgl. hingegen die in Anm. 17 zitierte Literatur sowie auch K.-W. Welwei, a. a. O. (Anm. 7), 12–23, der hier ebenfalls im Vergleich zu früheren Äußerungen – s. etwa K.-W. Welwei, *Adel und Demos in der frühen Polis*, *Gymnasium* 88, 1981, 3 ff.; dems., *Die griechische Polis. Verfassung und Gesellschaft in archaischer und klassischer Zeit*, Stuttgart etc. 1983, 29 ff. 56 ff. – genauer zu differenzieren sucht.

sprachigen Bereich – setzt man sich immer noch weitgehend mit einem überkommenen Stammesbegriff auseinander, wie er im 19. Jahrhundert unter dem Einfluß romantischer Denkmodelle entwickelt worden war und vor allem in den 20er und 30er Jahren unseres Jahrhunderts eine Renaissance erlebt hatte. Er ist geprägt von einer Idealvorstellung, die im Stamm eine natürlich gewachsene menschliche Gesellschaft, gleichsam einen naturhaft gestalteten und festgefühten Organismus, sehen will²⁰. Obgleich neuere Forschungen in den historischen, ethnologischen und soziologischen Nachbarwissenschaften hier zu einem ganz entschieden differenzierteren Bild geführt haben, hat im Bereich der Altertumswissenschaften – zumindest im Hinblick auf die frühgriechische Geschichte²¹ – eine wirkliche Abkehr von diesem romantischen Bild des Stammes zum größeren Teil noch nicht stattgefunden. Und dies, obgleich Eduard Meyer schon zu Beginn unseres Jahrhunderts in seiner *Geschichte des Altertums* hier ganz neue Wege gewiesen hatte²². Auch ist es erstaunlich festzustellen, daß eine so bedeutende Untersuchung wie die von Reinhard Wenskus über Stammesbildung und Verfassung bei den frühmittelalterlichen gentes – um nur ein geradezu schon klassisches Werk zu nennen – in der Diskussion um die Stammesbildung im frühen Griechentum so gut wie keine Berücksichtigung findet²³.

Natürlich bleibt die Übertragung von Modellvorstellungen auf andere Zeiten und Räume stets ein grundsätzliches methodisches Problem, zumal in unserem Falle, da wir die in Frage stehende Entwicklung in den Dark Ages nur von ihren Ergebnissen her rekonstruieren können. Vieles von dem, was sich hier sagen läßt, kann zwangsläufig nur am Grad der Plausibilität gemessen werden. Dies gilt nun freilich in gleichem Maße auch für die bisherigen, im Vorangegangenen kurz skizzierten Erklärungsansätze, so daß die Suche nach neuen Lösungswegen nicht unbedingt hypothetischer ausfallen muß.

²⁰ Vgl. hierzu etwa H. K. Schulze, *Grundstrukturen der Verfassung im Mittelalter*. Bd. I: Stammesverband, Gefolgschaft, Lehnswesen, Grundherrschaft, Stuttgart etc. 1985, 11 ff.

²¹ Hinsichtlich der Erforschung der Stammesbildung und Ethnogenese vor allem in den Randzonen des römischen Imperiums in der Hohen Kaiserzeit und in der Spätantike stellt sich der Sachverhalt allerdings anders und besser dar.

²² Vgl. bes. Ed. Meyer, *Geschichte des Altertums*, Bd. I 1, Darmstadt 1965⁷ (= Stuttgart-Berlin 1910³), 12ff. 58ff. 73ff.; Bd. III, hrsg. v. H. E. Stier, Darmstadt 1965⁴ (= Stuttgart 1937²), 297ff.; den von Ed. Meyer vorgezeichneten Weg hat dann im deutschsprachigen Bereich erst wieder F. Gschnitzer mit seiner grundlegenden Untersuchung: *Stammes- und Ortsgemeinden im alten Griechenland. Eine grundsätzliche Betrachtung*, WS 68, 1955, 120–144 (= ders., *Zur griechischen Staatskunde*, Darmstadt 1969, 271–297) beschritten.

²³ R. Wenskus, *Stammesbildung und Verfassung. Das Werden der frühmittelalterlichen gentes*, Köln-Graz 1961 (ND 1977²). Eine auch die neuen französischen und angelsächsischen Forschungsansätze berücksichtigende Wiederbelebung der trotz der wissenschaftlichen Bemühungen von F. Gschnitzer in der deutschen Altertumswissenschaft bisher nur unzureichend geführten Grundsatzdiskussion über den Stammesbegriff erscheint mir dringend erforderlich und dürfte entscheidend zu einer präziseren Begriffsbildung und damit auch zu einem besseren Verständnis der hier behandelten Vorgänge beitragen.

Ausgangspunkt für alle Überlegungen sind und bleiben die Gegebenheiten, die wir im 8. Jahrhundert v. Chr. und später erfassen können. Und hier gibt es in der Tat Anhaltspunkte, die vielleicht doch zu einem besseren oder zumindest plausibleren Verständnis der Neuformierung der griechischen Staatenwelt beitragen können. Ich denke dabei keineswegs in erster Linie an die Mythen über die frühgriechischen Wanderbewegungen und die Gründungssagen griechischer Städte. Deren Ausdeutung möchte ich hier sogar ganz bewußt außer Betracht lassen, obgleich sie meines Erachtens neben später Fiktion zweifellos auch ein gerütteltes Maß an konkreter Rückerinnerung enthalten. Statt dessen möchte ich die Aufmerksamkeit erneut auf ein Detail lenken, dem immer wieder in der Diskussion um die Frühformen griechischer Staatlichkeit eine besondere Bedeutung beigemessen worden ist. Gemeint ist der auffällige Tatbestand, daß wir in archaischer und klassischer Zeit in zahlreichen Poleis, die sich dem ionischen bzw. dem dorischen Stamm zurechneten, ganz erstaunliche Übereinstimmungen in der Binnengliederung nach Phylen finden. Während in den dorischen Poleis in der Regel die Bürgerschaft in drei Phylen eingeteilt war, wiesen die ionischen Poleis vielfach eine Untergliederung in vier Phylen auf. Allerdings gibt es auch zahlreiche Abweichungen von diesem Schema durch zahlenmäßige Erweiterungen²⁴.

Es ist aber auch gar nicht so sehr die Ähnlichkeit in der Anzahl der Phylen, auf die ich das Interesse lenken möchte, sondern vielmehr die Übereinstimmung in der Benennung der Phylen: In den ionischen Poleis – sei es nun in Athen, in der Ägäis oder in Kleinasien – finden sich als Kernbestand immer wieder die gleichen vier Namen: Argadeis, Aigikoreis, Geleontes und Hopletes. Diese Namen sind auch dann im Kern noch erhalten, wenn – wie etwa im Fall Milets – zusätzliche Phylen eingerichtet wurden²⁵. Noch eindeutiger ist der Befund bei den Namen der drei dorischen Phylen der Hylleer, Dymanen und Pamphyler. Diese Namen lassen sich nicht nur in zahlreichen peloponnesischen Staaten nachweisen, sondern darüber hinaus auch bis nach Kreta, Thera, Rhodos und Kalymna und sogar im sizilischen Akra-

²⁴ Vgl. zu den Phylen allgemein E. Szanto, Die griechischen Phylen, in: H. Swoboda (Hrsg.), Ausgewählte Abhandlungen von Emil Szanto, Tübingen 1906, 216–288. 419 (= überarbeitete Fassung der SB Wien 144,5, 1901); K. Latte, Phyle, in: RE XX 1 (1941), 994–1011 (= ders., Kleine Schriften zu Religion, Recht, Literatur und Sprache der Griechen und Römer, hrsg. v. O. Gigon - W. Buchwald - W. Kunkel, München 1968, 435–454; N. F. Jones, Political Organization in Ancient Greece: A Documentary Study, Philadelphia 1987 (= Memoirs of the American Philosophical Society, Bd. 176); M. B. Sakellariou, Phratries and Tribes in Greek Polis-States (in Druckvorbereitung).

²⁵ Zu den ionischen Phylen vgl. außer der in Anm. 24 angeführten Literatur auch M. B. Sakellariou, Les tribus ioniennes-attiques, in: W. C. Brice (Hrsg.), Europa. Studien zur Geschichte und Epigraphik der frühen Ägäis. Festschrift für E. Grumach, Berlin 1967, 294–302; N. Ehrhardt, Milet und seine Kolonien. Vergleichende Untersuchungen der kultischen und politischen Einrichtungen, Frankfurt etc. 1988², bes. 98 ff.; M. Piérart, Athènes et Milet I: tribus et démos milésiens, MH 40, 1983, 1–18.

gas²⁶. Der jeweiligen Namensgleichheit korrelieren zusätzlich kultische Gemeinsamkeiten, auf die hier im einzelnen nicht eingegangen werden soll.

Was läßt sich nun aus diesen Gemeinsamkeiten schließen? Die ältere Forschung sah in ihnen den Erweis für die Existenz früher, schon vor den großen Wander- und Siedlungsbewegungen entstandener fester Stammesorganisationen, von denen die Phylen der Poleis der archaischen und klassischen Zeit als letzte Residuen unmittelbar herzuleiten seien. Demgegenüber wird in der neueren Forschung – vor allem seit dem Erscheinen der Arbeiten von Roussel und Bourriot – zunehmend die Ansicht vertreten, daß diese weiträumigen Phylenordnungen bereits von ihrem Ursprung her erst das künstliche Produkt einer späten Zeit gewesen seien. Erst nach der Ausbildung der griechischen Polisstaaten habe sich aufgrund sprachlich-kultureller Eigenarten ein polis-übergreifendes Zusammengehörigkeitsgefühl etwa von Doriern oder Ionern herausgebildet und zur Konstituierung entsprechender Großstämme geführt. Diese hätten dann auch die Grundlage für die sich in Namen und Struktur gleichenden Phylenordnungen der Poleis abgegeben. Das Aufkommen eines polis-übergreifenden Zusammengehörigkeitsgefühls und die damit verbundene Identität der sich jeweils über einen großen geographischen Raum erstreckenden Phylenordnungen wären demnach das Ergebnis eines allmählichen Selbstvergewisserungsprozesses innerhalb einer erstarkenden griechischen Aristokratie gewesen, dessen Ursachen vor allem in neuen historischen Bedingungen des 8. Jahrhunderts v. Chr. gesucht werden²⁷.

Nun wird man die große Bedeutung des 8. Jahrhunderts v. Chr. kaum in Abrede stellen können. Die Entwicklung einer neuen Schriftlichkeit und der Beginn einer intensiven Kolonisationstätigkeit in weiten Räumen des Mittelmeeres sind hierfür nur einige Indikatoren. Allerdings sollte man die Bedeutung des 8. Jahrhunderts v. Chr. auch nicht überschätzen und im Gegensatz die Bedeutung der vorangehenden Dunklen Jahrhunderte minimalisieren. Vieles von dem, was lange Zeit als ein Novum des 8. Jahrhunderts v. Chr. galt, reicht nach Ausweis neuester Forschungsergebnisse bis weit in die Dark Ages zurück. Der vor einigen Jahren geprägte Begriff von der *griechischen Renaissance des 8. Jahrhunderts v. Chr.*²⁸ kann da sehr in die Irre führen.

So hat etwa Hans Volkmar Herrmann aufgrund eingehender Untersuchungen früher Bronzeweihungen aus Olympia den Nachweis erbracht, daß die Anfänge der griechischen Westkolonisation bis in das 9. Jahrhundert v. Chr.

²⁶ Zu den dorischen Phylen vgl. außer der in Anm. 24 angeführten Literatur auch N.F. Jones, *Tribal Organisation in Dorian Greece*, Diss. Berkeley 1975; dens., *The Order of the Dorian Phylai*, CPh 75, 1980, 197–215; C. Antonetti, *Caratteristiche e funzioni delle tribù nel Peloponneso dorico. Gli stati dorici e la loro tradizione nazionale*, Diss. Bologna 1989.

²⁷ Vgl. etwa – im Anschluß an A. Heuß (s. Anm. 34) – H.-J. Gehrke, *Jenseits von Athen und Sparta. Das Dritte Griechenland und seine Staatenwelt*, München 1986, 36 ff.

²⁸ S. den Titel des wichtige Beiträge zur Erforschung des 8. Jahrhunderts v. Chr. enthaltenden Sammelbandes: R. Hägg (Hrsg.), *The Greek Renaissance of the Eighth Century B. C.*, Stockholm 1983.

zurückreichen²⁹. Auch kann in diesem Zusammenhang auf die Ergebnisse der jüngsten Grabungen in Lefkandi auf Euböa hingewiesen werden³⁰. Der Fund eines von einem großen Gräberfeld umgebenen Heroons aus dem ausgehenden 10. Jahrhundert v. Chr. zeigt, daß die Heroenverehrung keineswegs ein Phänomen erst des 8. Jahrhunderts v. Chr. und ein Zeichen für ein erst damals einsetzendes genealogisches Denken im Sinne einer Selbstvergewisserung war³¹.

Zugleich ist durch die jüngsten Grabungsergebnisse in Lefkandi deutlich geworden, daß unsere Vorstellungen eines erst im 8. Jahrhundert v. Chr. beginnenden starken Bevölkerungswachstums zumindest zu relativieren sind. Galt Lefkandi noch bis vor 10 Jahren als Exempel eines für die Dunklen Jahrhunderte angeblich typischen kleinen Siedlungsverbandes mit maximal 15–25 Personen, so hat sich dieses Bild jetzt doch gründlich verändert.

²⁹ H. V. Herrmann, *Altitalisches und Etruskisches in Olympia. Neue Funde und Forschungen*, ASAA 61, 1984, 271–294.

³⁰ M. R. Popham – L. H. Sackett – P. G. Themelis (Hrsg.), *Lefkandi I: The Iron Age*, 2 Bde., London 1979–1980; M. R. Popham – E. Touloupa – L. H. Sackett, *Further Excavation of the Tomba Cemetery at Lefkandi*, 1981, BSA 77, 1982, 213–248; P. G. Themelis, *Die Nekropolen von Lefkandi-Nord auf Euboea*, in: S. Deger-Jalkotzy (Hrsg.), a. a. O. (Anm. 10), 145–172; P. Kalligas, *Ἀνασκαφὲς στὸ Λευκαντὶ Εὐβοίας*, 1981–1984, *Archeion Euboikon Meleton* 26, 1984/5, 253–269; M. R. Popham – P. G. Kalligas. – L. H. Sackett, *Further Excavation of the Tomba Cemetery at Lefkandi*, 1984 and 1986. A Preliminary Report, AR 35, 1988/9 (1989), 117–129; s. auch die Vorberichte in: AR 27, 1980/1 (1981), 7; 28, 1981/2 (1982), 15–17; 29, 1982/3 (1983), 12–15; 30, 1983/4 (1984), 17; 31, 1984/85 (1985), 15 f.; 33, 1986/7 (1987), 12–14.

³¹ Zum „Heroon“ von Lefkandi vgl. außer der in Anm. 30 angeführten Literatur M. R. Popham – E. Touloupa – L. H. Sackett, *The Hero of Lefkandi*, *Antiquity* 56, 1982, 169–174; P. Blome, *Lefkandi und Homer*, *Würzburger Jahrb. f. d. Klass. Arch. u. Epigraphik* 10, 1984, 9–22. – Die Ursachen und Hintergründe der Genese und die Formen der Ausprägung von heroischen Bestattungen und Heroenkulten in geometrischer und archaischer Zeit sind derzeit Gegenstand einer vor allem durch die Arbeiten von J. N. Coldstream und A. M. Snodgrass angeregten Forschungsdiskussion, deren aktueller Stand unter Berücksichtigung der relevanten Literatur jetzt von J. Whitley, *Early States and Hero Cults. A Re-Appraisal*, *JHS* 108, 1988, 173 ff. zusammengefaßt worden ist; vgl. darüber hinaus auch E. Stein-Hölkeskamp, a. a. O. (Anm. 8), 17 ff.; G. S. Korres, *Ἡ προβληματικὴ διὰ τὴν μεταγενέστεραν χρῆσιν τῶν μυκηναϊκῶν τάφων Μεσσηνίας καὶ ἡ ἐξέλιξις τοῦ τυπικοῦ τῶν ἐν αὐτοῖς ἐθίμων ταφῆς καὶ ταφικῆς λατρείας*, in: *Πρακτικὰ Β' διεθνούς συνεδρίου Πελοποννησιακῶν σπουδῶν*, Bd. II, Athen 1981/2, 363–450. Die Charakterisierung der Grabanlage in Lefkandi als *Heroon* wird m. E. in der Forschung (s. etwa J. Whitley, a. a. O., 175, Anm. 17) oft allzu vorschnell und ohne eine hinreichende Begründung verworfen. Die Art der Bestattung und die sehr reiche Ausstattung sowie die auffällige Massierung jüngerer Gräber im unmittelbaren Umkreis der Grabstätte lassen sich m. E. durchaus als Indizien für eine Heroisierung deuten. Durch die hier im Text vertretene Auffassung – s. dazu auch A. M. Snodgrass, *The Early Iron Age ...* (Anm. 5), 161. 163. 196 – soll die Interpretation der archäologischen Befunde, die eine herausragende Bedeutung der Heroenverehrung im 8. Jahrhundert v. Chr. nahelegen, selbstverständlich nicht grundsätzlich in Zweifel gezogen werden; der Einwand richtet sich vielmehr gegen eine einseitige Ausdeutung des archäologischen Quellenmaterials, die die Entwicklungstendenzen vor dem 8. Jahrhundert v. Chr. zu wenig in den Blick nimmt.

Inzwischen wird die Bevölkerungszahl um ein Vielfaches höher geschätzt³².

Nun gilt es obendrein zu bedenken, daß die Entdeckung des Grabbaus in Lefkandi doch eher ein Zufallsfund und ganz sicher kein Einzelfall gewesen ist³³. Man wird also künftighin gut daran tun, nicht mehr allein im 8. Jahrhundert v. Chr. nach Voraussetzungen und Bedingungen für die Ausbildung weiter ausgreifender gesellschaftlicher Formationen zu suchen.

Damit können wir wieder zum Ausgangspunkt unserer Überlegungen zurückkehren: den auffälligen Übereinstimmungen im Grundbestand der Nomenklatur der ionischen und dorischen Phylen. Es ist heute wohl kaum noch in Zweifel zu ziehen, daß die Phylen als solche stets nur Untergliederungen und Ordnungseinheiten der Poleis gewesen sind und daß sich eine *unmittelbare* Ableitung aus alten Stammesstrukturen verbietet. In dieser Hinsicht liefern die eingehenden Untersuchungen von Roussel und Bourriot nur die Bestätigung für eine Auffassung, die bereits Max Weber – und im Anschluß an ihn vor allem Alfred Heuß – immer wieder mit großer Entschiedenheit vertreten hatten³⁴.

Es bleibt aber die Frage, ob die vollständige Übereinstimmung im Kern-

³² Die minimalistischen Schätzungen von A. M. Snodgrass, *Archaic Greece: The Age of Experiment*, London etc. 1980, 18 sind mittlerweile von dems., *Two Demographic Notes*, in: R. Hägg (Hrsg.), a. a. O. (Anm. 28), 167ff. revidiert worden; allerdings erscheinen mir seine jetzigen Schätzungen, die von einer zwischen ca. 20 bis 55 Personen schwankenden Einwohnerzahl Lefkandis in der nachmykenischen Zeit ausgehen, – zumal nach den Neufunden der vergangenen Jahre (s. Anm. 30) – immer noch entschieden zu niedrig; vgl. auch K. A. Raaf-laub, a. a. O. (Anm. 8), Kap. 3.

³³ Vor allem in jüngster Zeit werden in den verschiedensten Regionen Griechenlands – bisher noch weitgehend unpublizierte – Funde zutage gefördert, die auffällige Parallelen zu den Befunden von Lefkandi aufweisen; in diese Richtung scheinen z. B. – nach einer mündlichen Mitteilung von Prof. J. A. Papastolou (Ioannina) – die ersten Ergebnisse der neuen Grabungen im aitolischen Thermon zu deuten; vgl. etwa auch A. Mazarakis-Ainian, *Contribution à l'étude de l'architecture religieuse grecque des âges obscurs*, AC 54, 1985, bes. 5ff. Man sollte daher die Bedeutung Lefkandis nicht einseitig überbewerten; vielmehr scheint vieles darauf hinzudeuten, daß sich der Befund von Lefkandi als durchaus paradigmatisch erweisen wird und künftighin auch anderenorts nachzuweisen sein wird. Insofern hat A. M. Snodgrass, *The Early Iron Age ...* (Anm. 5), 64f. zu Recht vor einer Überschätzung der auch von ihm als überaus bedeutend bewerteten Grabungsergebnisse von Lefkandi gewarnt, zumal bisher nur ca. 2% des Siedlungs- und Gräberareals archäologisch erforscht seien. Dieser Tatbestand verdeutlicht allerdings ebenfalls auch die Problematik der in Anm. 32 angeführten Schätzungen der Bevölkerungszahlen durch A. M. Snodgrass.

³⁴ Vgl. u. a. M. Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft*. Grundriß der verstehenden Soziologie, Tübingen 1976⁵, bes. 237ff. 746ff. 768ff.; dens., *Agrarverhältnisse im Altertum*, in: ders., *Gesammelte Aufsätze zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte*, hrsg. v. M. Weber, Tübingen 1924 (= ND 1988²), 96f.; A. Heuß, *Die archaische Zeit Griechenlands als geschichtliche Epoche*, in: F. Gschnitzer (Hrsg.), *Zur griechischen Staatskunde*, Darmstadt 1969, bes. 45–63 (= A & A 2, 1946, bes. 32–42); dens., *Hellas. Die archaische Zeit*, in: *Propyläen Weltgeschichte*, Bd. III, Frankfurt-Berlin 1962, 139ff.; dens., *Vom Anfang und Ende ‚archaischer‘ Politik bei den Griechen*, in: G. Kurz-D. Müller-W. Nicolai (Hrsg.), *Gnomosyne. Menschliches Denken und Handeln in der frühgriechischen Literatur*. Festschrift für

bestand der Phylennamen – zumal angesichts der überaus breiten geographischen Streuung – nicht eben doch auf ältere übergreifende Formierungen zurückweist. Dies hat auch Max Weber zu bedenken gegeben, ohne jedoch eine Lösung des Problems angedeutet zu haben³⁵. In den Arbeiten von Rousset und Bourriot stellt die Behandlung dieser Frage einen – auch von Philipp Gauthier in einer ansonsten überaus positiven Besprechung angemahnten – Schwachpunkt dar³⁶. Sie übergehen den Tatbestand allzu rasch und bleiben eine schlüssige Antwort schuldig. Jedenfalls erscheint mir die Annahme einer insgesamt erst späten, nach der Genese der Polis vollzogenen Neubildung und Angleichung der Phylennamen wenig überzeugend. Dies würde meines Erachtens ein Übermaß an rationalem Handeln für das 8. und 7. Jahrhundert v. Chr. voraussetzen, zumal wenn man für die vorangehende Zeit nur reine Kleinstformen annehmen möchte.

Darüber hinaus bleibt auch gänzlich ungeklärt, wie wir uns die Genese und den Zusammenhalt anderer, schon in den homerischen Dichtungen erwähnter Völkerschaften wie die der Arkader, Aitolier, Lokrer und Phoker vorzustellen haben³⁷. Auch hier handelt es sich ja nicht nur um Stammesnamen, die an fest umgrenzte Landschaftsräume gebunden sind. So findet sich etwa der Name der Aitolier eben nicht nur in Nordwestgriechenland, sondern ebenso auch – zweifellos als Folge von Wander- und Siedlungsbewegungen – in Teilen der Peloponnes³⁸. Diejenigen, die sich gegen jegliche umfassenderen gesellschaftlichen Formierungen schon in den Dark Ages aussprechen, geraten hier in eine Aporie, aus der auch der Versuch, die in den homerischen Dichtungen erwähnten Zusammenschlüsse der genannten Völkerschaften kurzerhand zu dichterischen Fiktionen zu erklären³⁹, keinen akzeptablen Ausweg bietet.

Einen gangbareren Weg hat hingegen Gustav Adolf Lehmann – zumindest in bezug auf die Genese des Doriertums – eingeschlagen. Lehmann

W. Marg zum 70. Geburtstag, München 1981, bes. 3 ff.; s. auch M. I. Finley, Max Weber und der griechische Stadtstaat, in: ders., Quellen und Modelle in der Alten Geschichte, Frankfurt 1987, bes. 109 ff.

³⁵ Vgl. u. a. M. Weber, Wirtschaft und Gesellschaft ... (Anm. 34), 237. 241; s. auch M. I. Finley, a. a. O. (Anm. 34), 110.

³⁶ Ph. Gauthier, RH 259, 1978, 509–515, bes. 511; eine eingehende kritische Stellungnahme ist auch von M. B. Sakellariou in seinem demnächst erscheinenden Werk: Phratris and Tribes ... (Anm. 24) zu erwarten; vgl. vorerst dens., The Polis-State ... (Anm. 1), 299 ff.

³⁷ Zu den Stammesnamen in den homerischen Dichtungen vgl. F. Gschnitzer, Stadt und Stamm bei Homer, Chiron 1, 1971, 1–17.

³⁸ F. Gschnitzer, Ein neuer spartanischer Staatsvertrag und die Verfassung des Peloponnesischen Bundes, Meisenheim 1978 (= Beitr. z. klass. Philol., Bd. 93), 23 ff.; s. auch dens., Die Stellung der Polis in der politischen Entwicklung des Altertums, OA 27, 1988, bes. 288 f.

³⁹ So etwa K.-W. Welwei, Die griechische Polis ... (Anm. 19), 31; jetzt aber anders akzentuiert bei dens., a. a. O. (Anm. 7), bes. 21 ff., wo von „Vorstellungsweisen, die mit tribalen Elementen des gesellschaftlichen Zusammenhaltes in Verbindung zu bringen sind“, (22) ausgegangen wird.

kommt bei der Ausdeutung der drei dorischen Phylennamen zu folgendem Ergebnis: Sowohl die Phyle der Hylleer als auch die der Dymanen „geht auf einen eigenständigen Volksnamen zurück, während die dritte Phyle der Πάμφυλοι (das ‚Allerweltsvolk‘) nur durch einen rein appellativischen Sammelbegriff gekennzeichnet wird. Zeigt das Ethnikon der Δυμᾶνες-Phyle eindeutig nordwestgriechisches Gepräge, so dürften die Hylleer ... am ehesten auf die ‚Seevölker‘-Invasoren und Herrenschicht des 12. Jahrhunderts v. Chr. zurückzuführen sein. In der zahlenmäßig-abstrakten Überschaubarkeit und der Verwendung einer so eindeutig subsummierenden Bezeichnung wie Πάμφυλοι weist diese Phylenordnung offenbar auf eine herrschaftliche Integration heterogener Verbände (oder Schichten) im Rahmen einer großen ‚Stämme-Föderation‘ hin, von der sich schließlich bis in die Polis-Zeit der Archaik und Klassik hinein einigermaßen konkrete Erinnerungen an einen alten, engen Zusammenhang der peloponnesisch-dorischen Landschaften bewahrt haben.“⁴⁰ Lehmann bietet hier eine ansprechende Lösung für das Problem der gesellschaftlichen Formierung der unterschiedlichsten Elemente, die das Kräftefeld im nachmykenischen Griechenland bestimmten.

Allerdings ist mit der grundsätzlichen Annahme einer herrschaftlichen Integration noch nicht die Frage gelöst, welches Ausmaß an politisch-rechtlicher Formalisierung und Institutionalisierung damit verbunden war. Dies ist aber im Grunde die Kernfrage, die sich auch in bezug auf die übrigen Gruppierungen stellt – seien es nun Arkader, Aitolier oder auch Ioner. Die jeweils gemeinsamen Stammesnamen müssen in dieser Hinsicht noch nicht viel besagen. Natürlich sind sie Ausdruck eines zweifellos vorhandenen Zusammengehörigkeitsgefühls; dieses kann aber auf ganz unterschiedlichen Faktoren abstammungsmäßiger, sprachlicher, kultureller, siedlungsmäßiger oder auch politisch-organisatorischer Art begründet sein⁴¹. Jedenfalls ist ein solcher Gemeinsamkeitsglaube zwar eine notwendige, aber noch keine unbedingt hinreichende Voraussetzung für die Ausbildung festerer Gemeinschaften. Max Weber spricht hier von *ethnischer Gemeinsamkeit*, die ganz unabhängig von der Frage, ob Blutsverwandtschaft objektiv vorliegt oder nicht, gegeben sei. Solche ethnische Gemeinsamkeit könne zwar die *Vergemeinschaftung* erleichtern, würde aber nicht zwingend schon zu *realem Gemeinschaftshandeln* befähigen⁴².

Diese Differenzierung ist mir im Hinblick auf unsere Fragestellung sehr wichtig. Wir können nämlich bei anderen, nicht griechischen Völkerschaften

⁴⁰ G. A. Lehmann, Die mykenisch-frühgriechische Welt ... (Anm. 10), 64f.

⁴¹ Vgl. hierzu u. a. R. Wenskus, a. a. O. (Anm. 23), 14 ff.; H. K. Schulze, a. a. O. (Anm. 20), 14 ff.

⁴² M. Weber, Wirtschaft und Gesellschaft ... (Anm. 34), bes. 235 ff.

in der Antike die Beobachtung machen, daß zwar ein solches *ethnisches Gemeinsamkeitsbewußtsein* existierte, das auch in einem gemeinsamen Namen Ausdruck finden konnte, daß aber ein Bedürfnis nach Regelung gemeinsamer Aufgaben im Rahmen eben dieser ethnischen Gemeinsamkeit – noch – nicht bestand und daher eine institutionalisierte Zentralinstanz nicht ausgebildet wurde. Max Weber hat hier vom Fehlen einer *außerhäuslich geordneten Dauergewalt* gesprochen und in diesem Zusammenhang – wohl angeregt durch Julius Wellhausens Abhandlung „Ein Gemeinwesen ohne Obrigkeit“ – zu Recht die arabischen Stammesbildungen in der vorislamischen Zeit als Beispiel angeführt⁴³. Für Weber handelt es sich hier um *prinzipiell labile Einverständnisgemeinschaften*, die in Friedenszeiten quasi in *Anarchie* koexistieren und nur im Ausnahmefall auf gemeinschaftlicher Ebene eine *Gelegenheitsautorität* entwickeln, während im übrigen die reguläre, dauernd vorhandene Autorität auf sich enger zusammengehörig führende Teilbereiche begrenzt bleibt. Ganz ähnliche Überlegungen finden sich im übrigen auch schon bei Eduard Meyer, der ebenfalls auf die arabischen Stämme in der Antike hinweist, darüber hinaus aber auch die frühen israelitischen Stammesformierungen mit in den Blick nimmt⁴⁴. Und in der Tat läßt sich in beiden Fällen – wenigstens über einen bestimmten Zeitraum hin – das eben beschriebene Phänomen beobachten.

Es stellt sich nun die Frage, inwieweit wir vergleichbare Verhältnisse etwa auch für das Griechenland der Dark Ages zumindest als eine denkbare Möglichkeit anzunehmen berechtigt sind. In der althistorischen Forschung ist ein solches Vergleichsverfahren – vor allem in jüngster Zeit – zunehmend auf Widerspruch gestoßen. So hat sich etwa Moses I. Finley auf dem 16. Internationalen Historikerkongreß in Stuttgart mit Vehemenz dagegen ausgesprochen, von anthropologischen Forschungsergebnissen über vorstaatliche Gesellschaften anderer Länder und Kulturkreise Rückschlüsse auf Griechenland zu ziehen. Ein solcher Vergleich sei schon deshalb zum Scheitern verurteilt, weil diese Gesellschaften keine staatliche Organisation entwickelt hätten; und das sei der Schritt, der den griechischen Historiker zu interessieren habe⁴⁵. Einmal ganz davon abgesehen, daß eine solche Feststellung schon grundsätzlich durchaus fragwürdig bleibt, wird man jedenfalls für die von mir hier angeführten Fälle diese Behauptung so nicht gelten lassen können. Sowohl die israelitischen Stämme als auch Teile arabischer Stämme – um nur bei diesem Exempla zu bleiben – haben in der Antike sehr wohl eine dauer-

⁴³ M. Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft* ... (Anm. 34), 514 ff., bes. 519; bei der von Weber erwähnten Darstellung über die Araber handelt es sich wohl um J. Wellhausen, *Ein Gemeinwesen ohne Obrigkeit*. Rede zur Feier des Geburtstags Seiner Majestät des Kaisers und Königs am 27. Januar 1900 im Namen der Georg-August-Universität, Göttingen 1900.

⁴⁴ Ed. Meyer, a. a. O. (Anm. 22), Bd. I 1, 12 ff.

⁴⁵ M. I. Finley, a. a. O. (Anm. 34), 111 f.

haftere staatliche Organisation entwickelt. Man denke nur an die Begründung des israelitischen Königtums oder an das arabische Nabatäerreich⁴⁶.

Eine Vergleichsanalyse auf der Grundlage ethnologischer und sozialanthropologischer Forschungsergebnisse erscheint mir also durchaus immer noch als ein gut gangbarer Weg. Und hier kann ein Erklärungsmodell in besonderer Weise erhellend und hilfreich sein, das Frank Crüsemann – und im Anschluß an ihn auch Manfred Clauss – einer Analyse der gesellschaftlichen und politischen Formationen der israelitischen Stämme in der prämonarchischen Zeit zugrunde gelegt hat⁴⁷. Es ist dies ein Erklärungsmodell, das Christian Sigrist in den 60er Jahren auf der Grundlage der Arbeiten von Emil Durckheim und Max Weber zur Erklärung bestimmter afrikanischer Stammesgesellschaften entwickelt und in seinem Buch *Regulierte Anarchie* ausführlich begründet hat⁴⁸.

Sigrist hat einen Teilaspekt der von Max Weber geforderten Durchführung einer „ethnographischen Kasuistik der verschiedenen Entwicklungsstadien primitiver politischer Verbände“⁴⁹ behandelt, indem er das von Weber beschriebene Phänomen einer in der Regel anarchischen, prinzipiell labilen Einverständnisgemeinschaft im eben skizzierten Sinne anhand konkreter Beispiele beschrieben und das Spannungsgefüge zwischen den einzelnen Teilbereichen einer solchen Gemeinschaft angesichts des Mangels einer Zentralinstanz analysiert hat. Sigrist bedient sich dabei des von Emil Durckheim geprägten Begriffs der *segmentären Gesellschaft*⁵⁰, deren entscheidendes

⁴⁶ Zur Ausbildung der Königreiche in Juda und Israel vgl. etwa M. Clauss, Die Entstehung der Monarchie in Juda und Israel, Chiron 10, 1980, 1–33; dens., Geschichte Israels. Von der Frühzeit bis zur Zerstörung Jerusalems (587 v. Chr.), München 1986, bes. 50 ff. 69 ff. (mit weiterer Literatur); zur Genese des arabischen Nabatäerreiches vgl. P. Funke, Rom und das Nabatäerreich bis zur Aufrichtung der Provinz Arabia, in: H.-J. Drexhage – J. Sünkses (Hrsg.), Migratio et Commutatio. Studien zur Alten Geschichte und deren Nachleben. Festschrift für Th. Pekáry, St. Katharinen 1989, 1–18 (mit weiterer Literatur).

⁴⁷ F. Crüsemann, Der Widerstand gegen das Königtum. Die antiköniglichen Texte des Alten Testaments und der Kampf um den frühen israelitischen Staat, Neukirchen-Vluyn 1978, bes. 201 ff.; M. Clauss, Die Entstehung der Monarchie ... (Anm. 46); ders., Gesellschaft und Staat in Juda und Israel, München 1985 (= Eichstätter Hochschulreden, Bd. 48); jüngst hat A. Gutsfeld, Römische Herrschaft und einheimischer Widerstand in Nordafrika. Militärische Auseinandersetzungen Roms mit den Nomaden, Stuttgart 1989, bes. 157 ff. den gleichen Erklärungsansatz auch einer Analyse der gesellschaftlichen Strukturen im antiken Nordafrika zugrunde gelegt.

⁴⁸ Ch. Sigrist, Regulierte Anarchie. Untersuchungen zum Fehlen und zur Entstehung politischer Herrschaft in segmentären Gesellschaften Afrikas, Frankfurt 1979²; vgl. auch dens., Über das Fehlen und die Entstehung von Zentralinstanzen in segmentären Gesellschaften, Zs. f. Ethnologie 87, 1962, 191–202; dens., Gesellschaften ohne Staat und die Entdeckungen der sozial anthropology, in: F. Kramer – Ch. Sigrist (Hrsg.), Gesellschaften ohne Staat. Bd. I: Gleichheit und Gegenseitigkeit, Frankfurt 1978, 28–44.

⁴⁹ M. Weber, Wirtschaft und Gesellschaft ... (Anm. 34), 519.

⁵⁰ E. Durckheim, De la division du travail social, Paris 1902; vgl. auch Ch. Sigrist, Regulierte Anarchie ... (Anm. 48), 21 ff.

Merkmal die grundsätzliche Gleichheit aller zu einer größeren Einheit gehörenden sozialen – in sich oft noch abgestuften – Einheiten ist; dabei erweist sich das Integrationsniveau der Gesellschaft trotz des Fehlens einer Zentralinstanz als so hoch, daß auch im Falle weiterer Segmentation der Zusammenhalt zwischen Stammgruppe und abgesplitteter Gruppe aufrecht erhalten bleibt. Das Fehlen einer Zentralinstanz ist nicht Ausdruck organisatorischen Unvermögens, sondern bewußten Beharrens auf Wahrung von Gleichheit und Eigenständigkeit. Nur unter besonderen historischen Bedingungen wird das Prinzip der Homogenität und Gleichheit der Segmente aufgegeben und eine Zentralinstanz ausgebildet. So entwirft Sigrist das Bild einer „akephalen (d. h. politisch nicht durch eine Zentralinstanz organisierten) Gesellschaft, deren politische Organisation durch politisch gleichrangige und gleichartig unterteilte, mehr- oder vielstufige Gruppen vermittelt ist.“⁵¹

Ich halte es nun für durchaus möglich, eine solche Modellvorstellung auch auf die Verhältnisse in den Dunklen Jahrhunderten zu übertragen. Sie erscheint mir sogar besonders geeignet, die Widersprüche aufzulösen, die sich aus den bisherigen Erklärungsversuchen ergeben hatten. Die Herrschaft der zahlreichen Könige und Adligen, von denen es ja bekanntlich bei Homer auch innerhalb der einzelnen Stammesgruppen oft immer gleich mehrere gibt⁵², ist mit dem Bild einer segmentären Gesellschaft dargelegten Zuschnitts ebenso zu vereinbaren wie die übergreifenden gesellschaftspolitischen Formationen, die sich schon in den Ethnika der frühgriechischen Dichtung und eben wohl auch in den Namen der späteren Phylenverbände widerspiegeln. Die große Eigenständigkeit der einzelnen Segmente bei gleichzeitig vorhandenem Gemeinsamkeitsempfinden erklärt auch die große Spannweite und Flexibilität und die bunte Fülle der Erscheinungsformen bei der weiteren Formierung der griechischen Staatenwelt⁵³, die dann sowohl die Polis als auch den sich immer stärker politisch-rechtlich konstituierenden Stammesstaat kennt.

Es ist bereits eingangs betont worden, daß das hier vorgestellte Denkmodell angesichts der problematischen Quellenlage stets in hohem Maße hypothetisch bleiben muß. Ein Blick auf die soziopolitischen Strukturen der nordwestgriechischen Stammesstaaten in klassischer Zeit kann aber die Tragfähigkeit des zuvor Dargelegten doch zumindest stützen.

Bekanntlich haben sich in Mittelgriechenland – von einigen Küstenregionen abgesehen – bis zur hellenistischen Zeit keine eigenständigen Polisstaaten entwickelt; statt dessen hielten sich hier stammesstaatliche Organisations-

⁵¹ Ch. Sigrist, *Regulierte Anarchie ...* (Anm. 48), 30.

⁵² Zum „homerischen Königtum“ vgl. (mit weiterer Literatur) B. Qviller, a. a. O. (Anm. 15); R. Drews, *Basileus. The Evidence for Kingship in Geometric Greece*, New Haven-London 1983; P. Carlier, *La royauté en Grèce avant Alexandre*, Straßburg 1984, 136–230.

⁵³ Zur Vielfalt der Erscheinungsformen vgl. auch W. G. Runciman, *Origins of States: The Case of Archaic Greece*, CSSH 24, 1984, 351–377.

strukturen, die dann seit dem 4. Jahrhundert v. Chr. die Grundlage für die Ausbildung wirkkräftiger Bundesstaaten abgaben⁵⁴.

Nun ist gegen einen Vergleich dieser stammesmäßigen Strukturen mit den Verhältnissen in der nachmykenischen Zeit vorgebracht worden, daß die Stammesstaaten so, wie wir sie kennen, auch schon das Ergebnis eines politischen Formenwandels seien und daher „die historischen griechischen Ethne z. B. in Thessalien, Boiotien, Aitolien und Achaia selbstverständlich als tertium comparationis nicht in Betracht (kämen), da es sich hierbei um entwickelte Gemeinwesen mit einer ausdifferenzierten institutionellen Organisation handelte.“⁵⁵ Zumindest für das nordwestgriechische Aitolien trifft diese Behauptung jedoch erst für die Zeit nach dem Peloponnesischen Krieg zu. In einigen kurzen Notizen des Thukydides über die Aitoler können wir hingegen noch einen früheren Zustand greifen, der noch keine ausdifferenzierte Organisationsstruktur aufweist, sondern in auffälliger Weise den zuvor entwickelten Vorstellungen nahe kommt⁵⁶. In der Beschreibung des Thukydides erscheinen die Aitoler als ein Verband aus drei einzelnen, namentlich unterschiedenen Stämmen, die zahlenmäßig ganz unterschiedlich groß und noch in weitere Teilstämme unterteilt sind. Diese drei Stämme stehen offenbar weitgehend unverbunden nebeneinander und handeln gemeinsam als Aitoler erst, wenn es um die Abwehr eines feindlichen Angriffs oder die Durchführung einer militärischen Offensive geht. Und als eine gemeinsame Gesandtschaft nach Sparta geschickt wird, stellt *jeder* der *drei sehr unterschiedlich großen Stämme einen* Gesandten. Dies macht die starke Eigenstellung der einzelnen aitolischen Stämme zur damaligen Zeit besonders deutlich⁵⁷. Aufs Ganze besehen erscheinen die Aitoler in der Schilderung des Thukydides als ein spätes Beispiel – oder dürfen wir sogar sagen: als ein Relikt? – einer segmentären Gesellschaft im beschriebenen Sinne, mit der wir also auch im griechischen Bereich rechnen müssen und die daher auch für die Dunklen Jahrhunderte nicht grundsätzlich als Möglichkeit ausgeschlossen werden sollte. Mir scheint es jedenfalls angebracht, die Gültigkeit des Modells einer akephalen, polysegmentären Gesellschaft mit einer – wenn überhaupt – nur ansatzweise und gelegentlich ausgebildeten Zentralinstanz für die gesellschaftliche und politische Formierung in den Dark Ages zumindest prüfend in Erwägung zu ziehen⁵⁸.

⁵⁴ Zur Entwicklung von Bundesstaaten in dieser Region vgl. J. A. O. Larsen, *Greek Federal States. Their Institutions and History*, Oxford 1968, 173 ff.

⁵⁵ K.-W. Welwei, a. a. O. (Anm. 7), 16.

⁵⁶ Thuk. III 94–98. 100. 102.

⁵⁷ Vgl. dazu demnächst auch P. Funke, *Untersuchungen zur Struktur und Geschichte des Aitolischen Bundes*, Habil. Köln 1985 (in Druckvorber.).

⁵⁸ In ein solches Modell ließen sich auch die Überlegungen etwa von K.-W. Welwei, a. a. O. (Anm. 7) und W. Donlan, a. a. O. (Anm. 17) einfügen. A. M. Snodgrass, *The Early Iron Age ...* (Anm. 5), 179 bezweifelt hingegen die Existenz eines „network of acephalous tribal societies“ in der nachmykenischen Zeit. In eine ähnliche Richtung wie der hier vorgelegte Versuch

Im Vorangegangenen ist der Versuch unternommen worden, vor dem Hintergrund der aktuellen Forschungsdiskussion für die Formierung der griechischen Staatenwelt nach dem Zusammenbruch der mykenischen Palastkultur ein Erklärungsmodell zu entwickeln, das imstande ist, die Aporien zu vermeiden, in die viele der bisherigen Interpretationsansätze geführt haben. Es war ein Versuch, die allzu starren Vorstellungen über die Stämme im griechischen Altertum in Frage zu stellen, ohne gleich in das Extrem ihrer gänzlichen Leugnung zu verfallen. Natürlich ist vieles von dem, was hier dargelegt wurde, noch unfertig und bedarf der Präzisierung. Mir scheint aber doch, daß sich auf diese Weise die Voraussetzungen und Rahmenbedingungen für die Genese der so überaus vielfältigen griechischen Staatenwelt zumindest ein wenig aus der Dunkelheit der Dark Ages heraus in ein helleres Licht rücken lassen, ohne dabei in ein allzu großes Zwielicht zu geraten.

einer Modellbildung zielt auch das von C. Renfrew und J. F. Cherry entwickelte Konzept der *peer polity interaction*; s. dazu C. Renfrew, Introduction: Peer Polity Interaction and Socio-Political Change, in: C. Renfrew – J. F. Cherry, *Peer Polity Interaction and Socio-Political Change*, Cambridge etc. 1986, 1–18. – Erst nach Abschluß der Drucklegung erschien: Chr. Ulf, *Die homerische Gesellschaft. Materialien zur analytischen Beschreibung und historischen Lokalisierung*, München 1990; diese Untersuchung, die sich in manchen Fragestellungen mit dem hier Dargelegten berührt und zum Teil gleichgelagerte Lösungswege verfolgt (vgl. bes. S. 215ff.), konnte im Text leider nicht mehr berücksichtigt werden. Ich möchte daher an dieser Stelle ausdrücklich auf diese Arbeit hinweisen.